

(Nachdruck verboten.)

40]

Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von **Wilhelmine v. Hillern.**

Lenz erhebt sich plötzlich von seiner Bank.

Der Pfarrer fährt fort: „In anbetracht dieser That sehe ich mich veranlaßt, kraft der mir zustehenden Machtvollkommenheit, die Wiltraud Allmeyer, Müllerstochter von hier, aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche auszusprechen und denselben großen Kirchenbann über sie auszusprechen, den —“

„Halt, Pfarrer!“ schallt jetzt eine volle, kräftige Stimme durch die Kirche — Lenz steht mitten im Schiff und ruft zur Kanzel hinauf: „Dös kann i nit angehen lassen, daß der Wiltraud so Unrecht g'schieht! Gott verzeih' mir's, daß i so lang g'schwiegen hab'. Du darfst die Wiltraud nit exkommunizieren wegen dem, daß sie ihren Bruder in a g'weih't's Grab 'than hat, denn der Sebald war gar lei Haberer!“

Eine große Bewegung geht durch die Kirche, alles steht von den Sitzen und Kniebänken auf. Der Pfarrer verläßt die Kanzel und kommt herunter. Wiltraud allein bleibt mit verhäultem Gesicht auf den Knien liegen.

Für derartige Verhandlungen ist weder die Kanzel noch die Kirche der Ort!“ sagt der Pfarrer mit eiserner Strenge.

„Grad da ist der Ort —“ spricht Lenz laut und energisch. „Da, wo's Mad'l beschimpft worden ist, soll's auch g'rechtfertigt werd'n. — Wenn d' Kirch' der Ort ist, um 'n Menschen zu verdammen, dann wird sie auch der Ort sein, um ihn freiz'sprechen — wenn er's verdient!“

„Recht hast —“ sagen die Männer, und umringen ihn theilnehmend und bewundernd.

„Und wie wirst Du, Lorenz Bissinger, Deine sonderbaren Behauptungen beweisen?“ fragt der Pfarrer, todtensblaß vor Aufregung.

„Dös will i Dir glei sag'n, — der Sebald ist für 'n andern eingetreten, der Rücksichten auf 'n kranken, alten Vater z' nehmen g'hab't hat.“

„Also einer, der gegen den eigenen Vater 'getrieben hat.“

„Ja! Und den's aber nacher g'reut hat —“

„Und wer war das?“

Lenz wischt sich die Stirn, — alles drängt horchend und gespannt herzu.

„Nun?“ fragt der Pfarrer mit höhnischem Lächeln, „wird man den Namen dieses geheimnißvollen Haberers nicht erfahren?“

„Also, wann d' 'n durchaus wissen muß — i war's! Glaubst mir's jetzt?“

Hätte in dem Augenblick der Blitz in die Kirche geschlagen, die Wirkung wäre nicht größer gewesen. — Aber die Macht der Wahrheit ist für rechtschaffene Gemüther unwiderstehlich. Die braven Leute des Dorfes schütteln dem Lenz die Hände und schaaren sich um ihn.

„Also ein Haberer — der Lorenz Bissinger, der Sohn des Hochbräu — hm, hm. Nun liegt die Sache freilich anders — aber Dich trifft die doppelte Strafe! Erstens muß ich Dich morgen wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes verklagen.“

„Weg'n meiner, Pfarrer, i hab' nix g'fürchtet und fürcht' nix, als mei Unrecht am Vater, und hab's damit gut machen woll'n, daß i's auf 'n andern g'schoben hab'! Aber i kann's nimmer verschweigen, sonst wird's alleweil schlimmer. Und jetzt kommt's halt doch, wie's kommen muß!“

„Und dann,“ fährt der Pfarrer konsequent fort, „werde ich Dich statt Deiner Fehlerin in Bann thun!“

„Dös kannst alles — das ist Dei Recht! Aber dazu hast lei Recht, daß D' dös Mad'l a Fehlerin schimpfst. A Fehler ist einer nur, wenn er was davon hat, daß er 'm andern hilft. Die Wiltraud hat aber nix dervon g'hab't als Kummer und Unglück. Denn mei Vater hätt's damals zugeben, daß wir uns heirathen, und sie hat mich ausg'schlag'n, weil sie mir's nit hat verzeihen könne, daß ihr Bruder für mich büß'n sollt! Aber weil sie mich doch nit hat in's Unglück bringen woll'n, hat sie g'schwiegen. Drum ist sie hier nimmer beichten ganga aus Angst, sie würd' was g'fragt, wo s' mich verrathen müßt' — und ist in den

Ruf von 'ra schlechten Christin kommen. Drum hab'n sich alle Haberer zu ihr g'flüchtet, weil der Sebald für mich als Haberer eintreten ist — und sie hat's dulden müß'n, daß man sie für a Habererbin anschaut, während sie den todtkranken Tenner pflegt hat, dem s' 'n Arm wegg'schossen hab'n. — Und wie ihr jetzt der Bruder eig'scharrt worden ist, zu Spott und Schand vorm ganzen Dorf — da hätt' sie's 'n einzig's Wörtl kost — wenn s' g'sagt hätt', — daß er für mich büßt hat! Sie hat mich aber doch nit verrathen, und hat in ihrer G'wissenhaftigkeit lieber die ganz' Nacht g'schafft und g'schauft, um ihn heimlich in das Grab z' legen, in das er g'hört, und wär' z'frieden g'wesen, wenn's nur sie wußt und der liebe Gott! Ist eine oder einer unter Euch — wo dös im stand wär'? Niederknien müßtet Ihr alle vor dem Madl — wie i's jetzt thu'!“ Und er eilt durch das Gedränge unter den Chör, wo Wiltraud versteckt ist hinter den letzten der Gemeinde. Vor ihr nieder stürzt er und schlingt seine Arme um die gebrochene Gestalt — „Wiltraud!“

Und ihr Haupt sinkt auf das seine, und leise flüstert's an seinem Ohr, wie der Morgenwind in den Wipfeln rauscht: „Jetzt g'hör' i Dir!“

Ueberwunden.

Eine Stunde später nach Beendigung des Gottesdienstes segnet der Pfarrer die Leiche Sebalds ein. Mit entblößten Häuptern stehen die besten der Gemeinde um das Grab, das die Hand der Schwester gegraben — und ein jeder rechnet es sich zur Ehre, nach Wiltraud die letzten Schollen darauf zu werfen. — Als die Feierlichkeit beendet, geschieht aber etwas, dessen sich niemand versehen hätte — der Pfarrer geht zu Wiltraud hin und reicht ihr die Hand: „Verzeih mir — ich habe Dir unrecht gethan!“

Da athmet alles auf, wie nach einem Gewitterregen. Durch die ganze Natur geht ein Schweigen. Es ist etwas Großes und Feierliches, wenn ein Mensch sich selbst überwindet. Kalt und ruhig steht der Priester da, wie immer, aber in seinem Ausdruck liegt etwas, als ob jetzt zum ersten Mal in seinem Leben Frieden in ihm sei. — Laut aufweinend neigt sich das Mädchen über seine Hand und drückt einen langen, heißen Kuß der Erlösung darauf. Dann aber blickt sie mit den feuchtglänzenden Augen nach Lenz und eine lieblich flehende Bitte liegt auf ihren Lippen.

„Was man thut, soll man nicht halb thun,“ sagt der Pfarrer. „Komm morgen zu mir, Lenz, ich hoffe, es wird alles gut werden.“

„Dös war schön vom Pfarrer. Jetzt kann ma doch mit ihm reden,“ sagen die Männer am Heimweg.

Lenz geht mit ihnen zum Hochbräu. — Ein schwerer Gang! Der Alte sitzt im Lehnstuhl am Fenster, — seit jener Schreckensnacht ist er nicht mehr gut auf den Füßen und muß beim Gehen unterstützt werden. — „Was hat's denn im Dorf geben, daß d' Leut so z'sammenstehn und diskrieren?“ fragt er, als Lenz eintritt.

„Vater, i hab' was mit Euch z' reden — aber i bitt' Euch, seid ruhig und hört mich geduldig an.“

„Dös ist ja a schöne Vorbereitung — und bist ganz freideweiß — was hast denn ang'stellt? sagt Bissinger, und zieht die spärlichen Augenbrauen hinauf.“

„So was Schrecklich's, daß i nit weiß, wie i's Euch sagen soll.“

Bissinger sieht ihn in drohender Spannung an. Lenz blickt zu Boden: „s ist nix Neues und i hätt's scho lang sollen g'sehen, aber weil Des halt immer kränklich wart's — hab' i's nit übers Herz bracht und lieber mich und andre g'opfert, als 'n Vater!“

Bissinger sitzt mit geöffnetem Mund da. Es wird ihm schon wieder eng — er reißt die Halsbinde auf.

Lenz kämpft den qualvollsten Kampf. „I kann's Euch nimmer verheimlichen, weil's jetzt doch an n' Tag kommen ist! I hab' Euch weisg'macht, der Wiltraud ihr Bruder, der Sebald, sei a Haberer — 's ist aber nit wahr.“

„Kommst mir wieder mit der?“ zischte der Alte wüthend. — „I hab' ja g'meint, die G'schicht sei aus! Also bild's Dir ein, Du sangst mich doch noch, daß i zu dera Heirath mein Konfenz gieb?“

„Weg'n dem ist's nit, Vater! I brauch Eurne Konsenz nit, i bin mündig!“

„Ja — richtig, dös bist. — Aber nacher nimm i mir auch noch a Frau und enterb' Dich, dös ist g'schworen!“

„Vater, dös könn's machen, wie Ihr wollt, was liegt mir an dem Vermögen — 's hängen eh' schon Flück' und Thränen g'nug dran! — Nehmt mir alles, aber verzeiht Eurem verirrten Sohn. — Vater, der Sedald hat unschuldig büäpft — er ist für mich eintreten, denn i bin's gewesen, wo bei dem Treiben war —!“

Der Alte stößt einen erstickten Schrei aus: „Du hast Dei'm Vater — Haberfeld trieben — Du —?“ Wie wahnsinnig stößt er den Sohn von sich und will aufspringen. Doch Benz stürzt vor ihm auf die Knie und hält ihn im Stuhl fest.

Vater, hört mich an — nur 'n einzig's Wort, i bin nit so schlecht, wie's aussieht — wenn i's Euch nur sagen dürft.“

Der Alte wehrt sich mit aller Kraft gegen die umklammernden Arme des Flehenden, aber der läßt ihn nicht los: „Nein, Vater — Ihr müßt mich hören — stoßt mich nit von Euch. Ich will's ja guat machen — mit aller Pflieg' und Treu — denkt an Euer eigene arme Seel', Vater, und daß unser Herrgott mit Euch auch Erbarmen haben muß.“

„Was, auch noch a Bußpredigt?“ schreit Bissinger, „sicher Du Dich um Dei eigenes Seelenheil, Schandbub', i hab' mir z' fürchten.“

(Schluß folgt.)

Große Berliner Kunstausstellung.

II.

Da die künstlerische Ausbeute so wenig ergiebig, ist unser Thema rasch erschöpft. Gewiß ist es dankenswerth, Sonderausstellungen von Werken einzelner Künstler zu veranstalten. Die Idee hat ein Reisler wie Lenbach längst erfasst und er wußte sie in musterghätiger Weise zu lösen. Ein Saal von Lenbach in München war wirklich ein Stück für sich selber. Er lud zum Verweilen ein. Man war durch Unruhe nicht verwirrt. Kein fremder Ton störte den Gesamtmeindruck; man glaubte sich in einem Raum, den ein Kunstliebhaber mit aller Liebe und Sorgfalt angeordnet habe.

Bei uns in Moabit besteht im allgemeinen die Gefahr, daß man mitunter die Ehren einer Sammlerausstellung zu wohlfeil vergiebt und daß es selten gelingt, einen völlig in sich abgeschlossenen, intimen Raum zu schaffen.

Die bedeutendste der gegenwärtigen Sonderausstellungen ist diesmal dem Maler Max Liebermann gewidmet, diese Schau wächst weit über das Niveau der Gesamtausstellung hinaus. Mit Berlinischer Kunst, wie man sie im Durchschnitt versteht, hat das Werk Liebermann's nicht allzuviel gemein. Spät ist Liebermann in seiner Vaterstadt Berlin nach seinem Werth erkannt worden. Längst war er in Paris gewürdigt, wo sein Talent Richtung und Ziel empfing, als man in Berlin noch zu sagen liebte: „Einfach scheinlich!“ Heute hängen Arbeiten von Liebermann in der Nationalgalerie; man streitet nicht mehr um Liebermann; seine Stellung im künstlerischen Leben unserer Tage ist fest begründet; mögen auch die neuesten künstlerischen Strömungen über den eindringlichen Naturalisten hinweggegangen sein. Durch äußere, glückliche Lebensumstände, wie durch eine besondere, nie beirrende Energie war Liebermann befähigt, in der Kunst ein internationales Amt zu üben. Er durfte warten; er brauchte ja nicht zu verkaufen, um zu leben. Er konnte in der Heimath Spott und Galle vertragen, empfand und wußte er doch, wie überall im Ausland durch das Mittel des Materialismus, der Eigenheit, die Natur und die Menschen in ihr wiederum in freiem Licht und nicht in künstlich arrangirter Atelierbeleuchtung zu beobachten die neuen künstlerischen Ideen zum Sieg gelangten. Daß eine Reaktion gegen die völlig erstarrte alte akademische Kunst nothwendig war, das sehen heute selbst erbitterte Gegner der naturalistischen Kunst ein, die sie sonst pedantisch und spröde schelten, und giebt man diese Nothwendigkeit einmal zu, so wird man auch Künstlererscheinungen wie die Liebermann's, begreifen. An seinem Werk hat vielleicht leidenschaftliches Wollen mehr Antheil als urprüngliche Kunstbegabung. In seinem stillen Mühen war Liebermann ein heißer Kämpfer. Davon predigen auch die Studien und Bilder im Saal Liebermann. Jetzt wird kaum mehr einer sich der Einsicht verschließen, daß dieser Maler, der bestimmt ist, neue internationale Kunstideen nach Deutschland zu tragen, zugleich ein eminenter Kömmer ist. Man mag über den Naturalismus denken, was man wolle, er ist ein kunstgeschichtlicher Faktor; man mag über die Arme-Deut-malerei die Nase rümpfen, sie war ein Zeit- und Kulturdokument. Die Wahrheitsfucher, die in die freie Natur gingen, fanden eben Bitterkeiten auf dem Wege und auf dem Acker und in der Werkstätte haben sie die Bekümmerten und Abgearbeiteten. Es ist schade, daß ein Hauptwerk Liebermann's, „Die Neffeckerinnen“ (Eigentum der Hamburger Gallerie) nicht in die Sonderausstellung kam. Aber der „Mann in

den Dänen“ mit der prächtig plastisch vortretenden Gestalt des Alten, das „Altmännerhaus in Amsterdamm“, das „Münchener Bierkonzert, die „Konservenmacherinnen“, die holländischen Landschaftsstudien beweisen hinlänglich, welche Kraft der Charakteristik, welches Vermögen, sich in den herben Reiz einer Landschaft zu versenken, in diesem Künstler steckt.

Zu anderen Vorstellungen führt die zweite bedeutende Sonderausstellung von José Villegas, dem spanischen Künstler, der in Rom lebt. Villegas ist einer der geschätztesten und meist bezahlten Maler der Gegenwart. Seine Eigenporträts und Szenen aus des Künstlers Hause geben eine treffende Vorstellung von dem im Leppigen, im Glanz waltenden Manne. Leuchtende Wärme und Farbenlust, dem bewegten Reiz und die Feierlichkeit südländischer Kathedralen liebt er. Eine Studie „Sozialistische Vorversammlung für den 1. Mai“ wird hoffentlich auch besonderes Interesse erwecken.

Minder reich, aber nicht minder beachtenswerth sind die Studien eines zweiten Spaniers Benlure y Gil (Rom): (Stizze zu den „Flagellanten“, bittender Chorknabe zur Erhaltung dieses Tempels, Stiergefecht.

Die Sonderausstellung von Arbeiten Carl Becker's, des Ehrenpräsidenten der Berliner Akademie, in einem der Mittelsäle lenkt völlig vom Kunstleben der Gegenwart ab. Eine vergangene Epoche spricht aus diesen Bildern; die Malerei war nicht Selbstzweck. Man begnügte sich nicht, einen Naturschnitt, irgend einen Vorgang mit eigenen Augen zu sehen. Man verwarf die wilde „Anordnung der Natur“ und komponirte zu Ideen und Texten von Dichtern oder gestaltete selbst geniale Novellen. Becker's kunstgeschichtliches Verdienst war auf Berlin beschränkt. Nach Berlin brachte er seinerzeit aus dem Süden wiederum etwas Farbenfreude mit. Es war soweit gekommen, daß das stumpfe Auge vor jedem kräftigeren Kolorit erschraf. Ein Böcklin wäre damals wohl als kompletter Narr betrachtet worden. Viel besser ging es ihm in Berlin ohne dies nicht, als er mit seinem koloristischen Genie später hier auftrat. Altbekannte Gemälde Becker's sind in der Sammlerausstellung wieder vereinigt, so Kaiser Karl V. bei Jügger, Dithello und Desdemona, Kaiser Karl und Don Juan d'Austria, In der Bildergallerie u. a. m. Charakteristisch ist es, daß diese Gemälde sich nicht zunächst an die naive Sinnenfreude wenden, sondern daß sie mannigfach ein „gelehrtes Publikum“ im Auge haben, das seine Dichter kennt oder wenigstens nach einer Erläuterung zu dem Vorgang auf dem Gemälde sucht.

Einer der fleißigsten und sicher auch einer der begabtesten unter dem jüngeren Nachwuchs in Berlin ist Ludwig Dettmann, ein Hamburger von Geburt. Auch er hat eine nicht sehr umfangreiche Sammlerausstellung von Bildern veranstaltet. Die Arbeitslust Dettmann's und seine Fruchtbarkeit tragen mitunter die Merkmale der bloßen Geschäftigkeit. Mit der Fülle steht nicht immer die Kraft der Konzentration im Einklange. Die ewige Unruhe, das Sprunghafte im Schaffen ist überhaupt eine Gefahr in der Kunstentwicklung Berlins. Neuerdings macht bei Dettmann das Bestreben sich deutlich, die Landschaft zu idealisieren, sie mit süßer Poesie zu umhüllen, so in dem Gemälde „Frühling überall“, „Säemann und Regenbogen“.

Der tüchtige Friese und Paul Meyerheim sind ebenfalls mit kleineren Sammlungen vertreten, mit Thierstücken zumeist, ihrer Spezialität.

Somit stimmt der Gesamtcharakter der Berliner Ausstellung arg herab. Durch ganze Säle kann man wandern, ohne die leiseste Anregung zu empfangen. Die Repräsentations-Malerei blüht, aber bei ihrem Glanz fröstelt man. So geht es bei den akademischen Werken Werner Schuch's, so aber auch bei den Arbeiten der Jungen, bei den Niesengemälden eines Westfalen und Pape („Vale senex Imperator“, Beerdigung Wilhelm's I), „Jubelfeier im Weissen Saale, Januar 1896“, so bei der glatten Hofgeschichte Anton von Werner's im Ehrensaal und so bei Eichstadt's deklamatorischen Ersten Heldenthat des Prinzen Wilhelm bei Bar sur Aube.“ Eine arge Schönmalerei, platt und geleckt, droht in der Porträtkunst einzureißen, so daß die fernste Solidität Max Korer's unter den Kiesel und Sichel bis zu Betty Wolff (die das Nautendelein der Frau Agnes Sorma malte), schon sich besonders abhebt. Auch die Landschaftsmaler sind müde geworden. Versuche, wie die Walter Peiskow's (Waldteich im Brunwald), ganz persönliche Versuche, die eigene Phantasie Stimmung in die umgebende Natur zu tragen, sind ganz vereinzelt. Hendrich spinnt sich völlig in Romantik ein.

Unter den Berliner Zeichnern hingegen regt sich beachtenswerthes Streben. Vor allem ist der innig poetisch empfindende Hans Looschen da, Baluschek und Brandenburg von den Jüngsten haben ein paar interessante Studien angestellt, und Sittner als Karrikaturenzeichner ist gewiß nicht zu verachten.

Ziemlich dürftig gerathen ist die Abtheilung für Skulpturen. Hier ragt Gustav Eberlein mit seiner Sonderausstellung ganz namhaft hervor. Nicht wegen seiner monumental geplanten Entwürfe (Gruppe zum Reiterstandbild Wilhelm's I.), sondern wegen seiner anmuthvollen, mit Grazie erfüllten Bildwerke. Selbst der Büste des portugiesischen Sängers da Souza (als Falstaff) ist humorvolle Anmuth gewahrt. Auch mit dekorativ-malerischen Studien kam Eberlein diesmal. Es ist für ihn ein Versuch auf ungewohntem Gebiet. Es ist manche durchaus tüchtige Arbeit in den Skulpturen-Hallen, wie Lederer's Entwurf in

Sipps „Schicksal“, der realistische Schmied von Janensch, Heising's Gruppe vom verlorenen Sohn, aber im ganzen überwiegt auch die Marktwaare, die bestellte und ohne innerliches Mitempfinden ausgeführte Arbeit.

Alles in allem bedeutet die diesjährige Ausstellung, wenn man von ein paar Sonderausstellungen, die nebenher gehen, abliest, eine empfindliche Niederlage. Es wäre mit Rücksicht auf die großen internationalen Ausstellungen in München und Dresden diesmal besser gewesen, auf eine Jahresausstellung in Berlin zu verzichten. Jedenfalls ist die Probe erbracht, daß man in Berlin heutzutage eine Kunstschau größeren Stils ohne internationale Mithilfe nicht mehr schaffen könne. Lieber weiche man von dem Prinzip der jährlichen Ausstellungen ab. Ein paar solcher Dokumente, wie diesmal, nacheinander, und Berlin wird in den stillen Winkel gedrängt. Das mögen die netten Leuten und die verderblichsten aller Sozialpatrioten, die Lokalpatrioten in der Kunst, sich überlegen!

Auffändige Löhne.

Wo immer man gekrönten Häuptern begegnet, eine Eigenschaft ist ihnen allen gemeinsam: ihre „Ziwillisten“ zeichnen sich nicht durch Niedrigkeit aus. Der „B. B. Courier“ bespricht in interessanter Weise diese Frage.

Wer der reichste König ist, dürfte nicht leicht festzustellen sein. Der Zar und der Sultan stehen sich wahrscheinlich in dem Vermögensumfang ziemlich gleich. Der Russenherrscher besitzt ein Grundeigentum von ungefähr hundert Millionen Morgen; es sind Waldstrecken und bebauten Ländereien, die einen geradezu ungeheuren Werth repräsentieren, da es kaum anzunehmen ist, daß er sich gerade den schlechtesten Boden ausgesucht hat. Wenn man nun diesen Bodenwerth auf den allergeringsten Zinsertrag veranlagt, so ergeben sich noch immer nahezu 50 Millionen Mark Jahresrente. Außerdem aber besitzt der Zar Gold- und Silberminen in Sibirien. Ueber zwanzig Millionen jährlicher Revenuen fließen dem kaiserlichen Haushalte von seiten des Staates auch noch zu, so daß der Zar allermindestens über eine Jahreseinnahme von 60 Millionen, wahrscheinlich aber über eine solche von 80 bis 100 Millionen verfügt.

Des Sultans wirklicher Besitz ist gleichfalls nicht genau festzustellen. Für die Auslagen, welche die Paläste des Herrschers und die Prinzen ihm verursachen, empfängt er als Staatsrevenue einen jährlichen Betrag von rund 15 Millionen Mark. Aber auch er besitzt weite Liegenschaften, aus denen er starke Erträge erzielt, und die Bestuenerrichteten wollen seine Jahreseinnahmen auf 30 bis 40 Millionen Mark veranschlagen. Diese Summe reicht jedoch nicht aus, die Ausgaben des Hofes und des Harems zu decken, da der Haushalt des Sultans nicht weniger als 5000 Personen beschäftigt.

Dem deutschen Kaiser zahlt Preußen eine Summe von ungefähr 15 1/2 Millionen jährlich. Der Kaiser besitzt außerdem ausgedehnte Güter.

Die dem Kaiser von Oesterreich von beiden Reichshälften bewilligten Einnahmen beziffern sich auf beinahe 19 Millionen Jahresrente.

Dem König von Italien entrichtet die Finanzkammer alljährlich 2 040 000 Mark, wovon er allerdings eine Anzahl von Verwandten zu unterhalten hat.

Ueber riesige Reichthümer verfügen der Mikado, der Beherrscher Japans und der Schah von Persien. Die Familie des Schah hat seit vielen Jahren Geld aufgespeichert und wie es heißt, besitzt der jetzige Herrscher ein Vermögen von ungefähr 120 Millionen Mark. Außer den Zinsen, die dieses Kapital ihm trägt, empfängt er für den fürstlichen Haushalt einen Jahresbetrag von fünf Millionen Mark und drei weitere Millionen, die er unter die Onkel, Tanten, Brüder und Vettern zu vertheilen hat. Außerdem fällt ihm zu, was nach Begleichung der Staatsausgaben alljährlich übrig bleibt. Dieser angenehme Rest beläuft sich gewöhnlich auf vier Millionen.

Die Ziwilliste des Mikado beträgt nicht weniger als fünfzehn Millionen Mark jährlich und das stellt in anbeacht der Billigkeit des Lebensunterhalts im fernem Osten im Vergleich zur Kaufkraft, die das Geld bei uns besitzt, eine nahezu vierfach so große Summe dar.

Die Königin von Holland bezieht jetzt nur einen Jahresgehalt von einer Million Mark, während Wilhelm II. ehemals 1 760 000 Mark, bekam. Die junge Monarchin bezieht außerdem 84 000 M. zur Instandhaltung des Palastes und die Königin-Regentin erhält 250 000 M., so daß das gesammte, der königlichen Familie bewilligte Jahrgeld sich auf 1 384 000 M. beläuft. Aber die Königin besitzt umfangreiche Domänen und hohe Revenuen, wie denn die ganze Familie der Dramen stark begütert ist.

König Alfons von Spanien bezieht 5 600 000 M., dazu bekommt seine Mutter 200 000, seine ältere Schwester 400 000, seine jüngere Schwester 200 000, seine Großeltern 840 000 und seine Tanten 640 000 M. Das ergibt für die königliche Familie 7 880 000 M.

Auch der irrinnige König von Bayern ist ein reicher Monarch. Er bezieht 5 600 000 M. für sich und seine Zugehörigen.

Der König der Belgier hat ein Jahreseinkommen von 3 860 000 M. für sich und seine Familie, der König von Schweden und Norwegen 2 840 000 M. das Jahr, und der König von Dänemark denkt vielleicht manchmal nicht ohne Befagen an die Unterrechtsstunden zurück, die er als junger Mann erteilt hat, wenn er

seine Jahreseinnahme von 1 280 000 M. einliefert, wozu noch eine vom russischen Hof gezahlte Rente kommt.

Der König von Portugal erhält 1 040 000 M., der König von Griechenland bekommt 1 040 000 M., von denen 800 000 von seinem eigenen Volke bezahlt werden, den Rest von 240 000 bringen England, Frankreich und Rußland zusammen. Der König von Rumänien hat 960 000 M. das Jahr und erfreut sich außerdem eines beträchtlichen Privatbesitzes. Der König von Serbien bezieht ebenfalls viel. Dem König von Korea wird jetzt eine runde Million Mark Jahresbezug zugestanden und dem Khedive von Egypten zwei Millionen.

Auch die Ziwilliste der Königin von England weist keine üblen Ziffern auf: Die Ziwilliste selbst 8 160 440 Mark jährlich, dazu 3 460 000 M. für Apanagen und 554 400 M. für Ehrenpensionen. Rechnet man die Revenuen der königlichen Familie dazu, so gelangt man zu dem Fazit, daß die Monarchen der Erde das Jahreseinkommen von 220—280 Millionen Mark jährlich beziehen.

Der Präsident der schweizerischen Eidgenossenschaft hat zirka 10 000 M. Gehalt, der Präsident der Vereinigten Staaten hat ein Jahreseinkommen von 200 000 M. Etwas besser sieht sich der Präsident der französischen Republik, der ein Gehalt von 480 000 M. und die gleiche Summe für Auslagen und Repräsentation erhält.

Kleines Feuilleton.

— Die Autogramm-Jagd arbeitet oft mit unredlichen Mitteln. Der Maler Max Klinger, einer der getreuesten Freunde Brahms', wollte dem Begräbnis in Wien beiwohnen. Er sandte folgende Depesche aus Leipzig nach Wien an das „Hotel Höller“, wo er vor Jahren logirt hatte: „Hotel Höller“, Wien. Bestellen Sie Kranz für Johannes Brahms und reserviren Sie mir Zimmer. Komme Dienstag. Klinger.“ Am Tage des Begräbnisses langte in Wien an und fuhr bei dem Hotel vor, doch wer beschrieb seinen Kerger, als man nichts von der Depesche wissen wollte. Mit Mühe wurde er noch untergebracht, den Kranz mußte er sich selbst besorgen. Gile war von Nöthen. Für viel Geld und gute Worte erhielt er noch einen Kranz und eilte ins Trauerhaus, und unbeobachtet nahm er an der Feier Antheil; sie erschütterte ihn derart, daß er sofort abzureisen beschloß. Aber kaum, daß er den Koffer gepackt hatte, stellte sich ein Mann ein, der ihm erstens einen großen Kranz mit Schleifen und zweitens eine Rechnung, in die auch der Preis für ein komfortables Zimmer eingestellt erschien, überbrachte. Er sagte, er komme aus dem „Hotel Müller“, wo man vergeblich auf das Eintreffen Klinger's gewartet habe! . . . Klinger bezahlte also zwei Zimmer und zwei Kränze. Um sich aber doch zu überzeugen, ob er Höller oder Müller geschrieben habe, ging er am Tage nach seiner Ankunft in Leipzig auf das Telegraphenamts, wo er um sein Depeschenmanuskript bat, und siehe da, auf dem Blanquet war wirklich „Hotel Müller, Wien“ zu lesen. Der Maler sah näher zu und rief: „Aber, meine Herren, das ist ja gar nicht meine Handschrift!“ Große Pause. Da schleichte sich ein junger Beamter heran, um kleinlaut zu sprechen: „Verehrter Meister, setzen Sie nicht böse, das ganze Unheil habe ich angefaßt. Dieses da ist meine Handschrift. Ich habe Ihr Manuskript für mich behalten und in der Abschrift, die ich machte, — leider aus Versehen „Müller“ statt „Höller“ hingeschrieben. Haben Sie Nachsicht mit einem — Autographensammler!“

Theater.

Schiller-Theater. Vor zwanzig Jahren hielt sich auf größeren Bühnen eine Zeit lang der Brauch, historische Schwänke aufzuführen. Wie manches aus früheren Zeiten, hat das Schiller-Theater auch dieses dramaturgische Kunststück wieder aufgefrischt, und es ist nicht das schlechteste, was es gethan. Nach einem freundschaftlichen Prologe kam am Dienstag zunächst ein Possenspiel des Nürnberger Procurators Jakobus Ayzer an die Reihe, eines Erben von Hans Sachs, der gleich diesem ungemein fruchtbar gewesen sein soll. Als seine „ehrlieh Bäcker“ ihre drei vermeinten Liebsten gebührendermaßen beschämt hatte, wurde der Guckkasten um ein Jahrhundert weiter gestellt und es trat auf Hanswurft in einer Gestalt, die ihm vom Wiener Stegreifdichter Gottlieb Prehauser verlehnen sein soll. Der Hanswurft war aber nicht echt. Es ist gewiß nicht gut angängig, ihn darzustellen in seiner tölplich-schnüffligen Art, und seinem lohenschwarzen Bart, und seiner Lust, in den Weg zu . . .“, als der er noch derbe in einem Jugendfragment von Goethe geschildert wird. Aber ihn so harmlos geschlecht, wie im Schillertheater vorzuführen, das heißt denn doch der kulturgeschichtlichen Wahrheit allzusehr Gewalt antun. Wieder ein Jahrhundert weiter und der „Schneider Fips“ von Koberue machte in Biederstrach seine Sprünge. Während die beiden ersten Stücke immerhin im matten Spiegel ein Stück Sittenleben ihrer Zeit brachten, ist Koberue schon zu polit, als daß er hier anders als im engeren Rahmen der Theatergeschichte in betracht kommen könnte. Gewiß ist der Lustspielfabrikant der Gegenwart raffinirter geworden, als der gefeierte Komödienschuster aus Urgroßvaters Tagen sich zu geben brauchte, aber daß im Wesen der Sache, in ihrer Entfernung vom pulfrenden Leben des Tages sich kein so großer Unterschied bemerkbar macht, trat namentlich durch die Aufführung von Judas' Lustspiel „Fräulein Wittwe“ hervor. Hier wie dort harmlose Moral, nur daß am Ende des Jahrhunderts die Pointen etwas schärfer herausgeholt sind. Das Publikum des Schiller-Theaters wird mit der wohlkapirten Be-

Lehrung nach Hause gegangen sein, daß doch in allen Jahrhunderten schlechte Wiße gerissen wurden.

Schauspieler und Regisseur hatten sich durchweg mit Fleiß ihrer Arbeit angenommen. Ueberaus drollig war namentlich in der Hanswurst-Komödie das Spiel der Damen Kroll und Lebermann. —

Kunst.

co. Eine Raffael-Ausstellung in Urbino. Im August und September d. J. wird in Urbino eine internationale Ausstellung von alten und modernen Kopien der Werke Raffael's, des berühmtesten aller Maler, stattfinden. Zugelassen werden Kopien aller Art (Delgemälde, Pastellbilder, Aquarellgemälde u. a.), ferner Stiche, Photogramme, Kunstwerke und Schriften, die auf das Leben und auf die Werke Raffael's bezug haben. Die Ausstellung wird Medaillen aus Gold, Silber und Bronze und außerdem Ehren-diplome zuerkennen. —

Literarisches.

— Eine billige Ausgabe von Storm's sämtlichen Werken bereitet die Verlagsbuchhandlung von George Westermann in Braunschweig vor. Wir freuen uns, daß die Werke eines der besten Novellisten, der den breiten Volksschichten leider ganz unbekannt geblieben ist, nun weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden sollen. —

Geographisches.

— Grauenhafte Dinge sind aus Anlaß der Volkszählung im südlichen Rußland zum Vorschein gekommen. Die fanatische Sekte der Beguay glaubt durch den Erstickungstod am sichersten ins Himmelreich zu gelangen und so läßt sie die Schwerkranken durch ein eigens hierzu angestelltes Weib mittels eines kleinen Kiffens ersticken, worauf die Leiche in einen einfachen Sarg gelegt und in einem Walde verscharrt wird. Die Angst der Beguay vor der angekündigten Volkszählung und dem Weltuntergange hatte nun eine große Anzahl Männer und Frauen veranlaßt, sich von einem religiös-wahnsinnigen Manne, Namens Kowalew lebendig einmauern und so dem erwünschten Märtyrertode zuführen zu lassen. Als die Sache herauskam und Kowalew verhaftet wurde, fragte man ihn, warum er denn nicht auch selbst den Märtyrertod gesucht habe. Weil — so lautete die Antwort — sich niemand gefunden habe, der ihn einmauern wollte. Der „Köln. Ztg.“ zufolge ist bei Tsernowka unter dem Zusammenlaufe großer Volksmassen abermals ein Grab mit Leichen von weitem zehn durch Kowalew lebendig Begrabenen aufgefunden worden, unter letzteren auch die Leiche der bei der Beguay-Sekte hochangesehenen Prophetin Vitalia. Ende August soll die graufige Angelegenheit in Tiraspol zur gerichtlichen Verhandlung kommen.

Technisches.

— Elektrische Vollbahnen. Vor einigen Tagen fand auf der Linie Hartford-Newbritain in Connecticut die offizielle Probefahrt nach dem elektrischen Dreischienen-System statt, bei welcher eine Strecke von 13 englischen Meilen in 13 1/2 Minuten zurückgelegt wurde. Dieser Probefahrt wohnte außer dem Bahnpräsidenten G. B. Clark eine namhafte Anzahl Sachverständiger bei. Das einstimmige Urtheil lautete dahin, daß der Versuch in jeder Beziehung höchlich zufriedenstellend ausgefallen sei. Das Resultat läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß durch Benutzung von Elektrizität als Betriebskraft beim Dreischienensystem eine Fahrgeschwindigkeit von 60—70 Meilen in der Stunde erzielt werden kann. Die Versuche mit diesem System wurden vor drei Jahren auf der fünf Meilen langen Nantasket Beach Road begonnen. Diese kurze Linie wurde gewählt, weil man wegen des mit der Uebertragung des elektrischen Stromes verbundenen Kraftverlustes die Anwendung von Elektrizität auf lange Strecken für unpraktisch hielt. Nach vielen Versuchen machten jedoch Bahnelektriker die Entdeckung, daß auf schweren, dem Buchstaben A ähnlichen, auf Holzblöcke gelegten Schienen der elektrische Strom ohne irgend welchen erheblichen Kraftverlust weitergeführt werden konnte, und zwar zu einem Fünftel der Kosten des oberirdischen Trolley-Vertriebes. Diese Entdeckung veranlaßte die Verwaltung der New Haven Bahn zur Anlage eines Dreischienengleises auf der dreizehn Meilen langen Strecke Berlin-Hartford. Die dritten Schienen liegen in der Mitte des Gleises und sind durch Kupferdrähte miteinander verbunden. Die dritten Schienen sind nicht an den Schwellen befestigt, sondern auf Holzblöcke gelegt, welche mit den äußeren Schienen parallel laufen. Die beiden äußeren Schienen werden dazu benutzt, den Rückstrom zu leiten. Der Trolleyblock besteht aus einem flachen gußeisernen Schuh von 12 x 4 Zoll, im Gewichte von zwanzig Pfund. Dieser Schuh läuft über das dritte Gleis ganz in der gleichen Weise, wie der Trolleyblock dem oberirdischen Draht folgt. In der Binnenseite des Schuhes befindet sich ein Kupferdraht, der die elektrische Kraft nach dem Motor überträgt. Der elektrische Strom hat eine Stärke von sechshundert Volten. Obgleich die dritte Schiene, welche den elektrischen Strom befördert, frei liegt, so kann doch ein elektrischer Schlag nur dann erfolgen, wenn die dritte und eine der beiden äußeren Schienen gleichzeitig berührt werden. Und selbst in diesem Falle soll der Schlag nicht tödtlich wirken. Die Gesellschaft hat sämtliche Stationen eingefriedigt und bei allen Uebergängen Warnungssignale angebracht, in welchen vor der mit der Berührung der Gleise verbundenen Gefahr gewarnt wird. Innerhalb eines Monats soll die Bahn in vollen Betrieb

gesetzt werden. Der Probefahrt wohnten erfahrene Elektriker aus allen Theilen der Vereinigten Staaten, sowie Professoren der Yale-Universität bei. Nach Schluß gab Präsident Clark von der New Haven Bahn folgende Erklärung ab: „Sie können jedem, der sein Geld in mit Dampfkraft betriebenen Bahnen angelegt hat, sagen, daß die letzteren nicht mehr gedeihen können, sobald die Zeit kommt, wo das Dreischienensystem hier zu Lande allgemein eingeführt wird. Unsere gegenwärtigen Lokomotiven werden demnächst ebenso in die Rumpelkammern wandern müssen, wie vordem die alten Postkutschen.“ Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß das Urtheil des Präsidenten Clark über das Dreischienensystem allzu optimistisch gehalten ist. Ein schwacher Punkt dieses Systems liegt jedenfalls in den Gefahren, welche mit Elektrizität geladene Schienen in sich bergen. Diefen Gefahren durch bloße Warnungssignale begegnen zu wollen, ist absolut ungenügend. Die weitere Entwicklung dieses Problems wird jedenfalls mit Spannung verfolgt werden. —

Petroleum gegen Kesselstein. Mit gutem Erfolge ist, nach dem „Zentralblatt der Bauverw.“, auf preussischen Bahnen Petroleum gegen den Kesselstein verwendet worden. Die Menge betrug in 14 Tagen bei großen Lokomotiven 1 Kilogr., bei Tenderlokomotiven 0,5 Kilogr. Im allgemeinen ist man sonst von der Wirkung des Petroleum's nicht sehr erbaut.

Humoristisches.

— Wöchnerin gesucht. In der Basler „Nat.-Zeitung“ wird eine „Wöchnerin“ gesucht. Bekanntlich versteht man im täglichen Leben unter Wöchnerin eine Frau, die niedergelommen ist. Soll's vielleicht Wäscherin heißen? —

Vermischtes vom Tage.

— Netze Erbschaftsteuer. Aus Brünn wird dem „Wiener Fremdenblatt“ gemeldet: Der Verlassenschaft des Baron Moriz Hirsch wurden 1 060 917 fl. (ca. 14 1/2 Millionen Mark) an Gebühren vorgeschrieben, und zwar 890 202 fl. an Staatsgebühren, der Rest als Schulbeitrag für das Land Mähren. —

— Plünderungen von Alpenvereins-Häusern werden jetzt öfters gemeldet. So ist in diesen Tagen die dem Zentralausschusse des deutschen und österreichischen Alpenvereins gehörige Hütte bei Telfs (Nordtirol) erbrochen und ausgeraubt gefunden worden. —

— Die Donau steigt fortwährend. Aus Gran (Westungarn) wird hierzu gemeldet: Auf den oberen Donauinseln und bei den Ortschaften Mugla und Nano hat der Strom bereits die Saaten überfluthet. Das Steigen des Granflusses verursacht bedeutenden Schaden. —

— Eine entsetzliche Brandkatastrophe wird aus Girenti (Sizilien) gemeldet: In einer Stuhlfabrik, die sich unterhalb der Wohnung der vornehmen und reichen Familie Bianchini befand, brach am 20. ds. Mts. Feuer aus. Die Familie Bianchini hatte das Haus bereits verlassen, als die beiden bildhübschen Mädchen Irene und Johanna Bianchini sich plötzlich erinnerten, daß sie ihre Schmucksachen und andere Werthgegenstände in der Wohnung zurückgelassen hatten. Ohne viel zu überlegen, eilten sie in das brennende Gebäude zurück und kamen gerade in das Zimmer, unter dessen Fußboden das Feuer am heftigsten wüthete. Die Flammen hatten bereits die Balkenlage ergriffen, und plöthlich brach der Fußboden zusammen und die beiden Mädchen stürzten hinunter in das Feuermeer. Die Leichen der Aermsten wurden später vollständig verkohlt aus den Trümmern des Gebäudes herausgezogen. Bei den nutzlosen Rettungsversuchen erlitten mehrere Personen, unter ihnen ein Bruder der verbrannten Mädchen, schwere Brandwunden. In der Stadt herrscht tiefe Trauer. —

ce. Ein Richter als Mörder. Der Stadtrichter der Ortschaft Mañnon bei Ortigueira in Spanien, Eugenio Gorzalez, ermordete im Sitzungssaale des Gerichtsgebäudes seinen Mitbürger Cachafeiro. Was den Mörder zu der That veranlaßte, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden. —

ce. Ein dreizehnjähriger Raubmörder, der Schuljunge Prioli, wurde von dem Schwurgerichte in Oneglia zu 15 Jahren Gefängniß verurtheilt. Prioli hat zwei Altersgenossen mit einem großen Feldsteine erschlagen, um ihnen einige Soldi zu rauben, die sie besaßen. —

ce. Ueberfallener Bahnzug. Ein Personenzug der Southern Pacific-Bahn wurde am 14. Mai unweit des Städtchens Pozier, Texas, von maskirten Räubern überfallen, die reiche Beute machten und entkamen. Gerade als der Zug eben Vorzieher hinter sich hatte, sprangen drei Männer auf und zwangen den Lokomotivführer mit vorgehaltenen Schießseifen, den Zug zum Stehen zu bringen. Nachdem sie die Thüren des Expresswagens gewaltsam geöffnet hatten, stieg einer der Desperados ein und sprengte zwei eiserne Feldschränke mit Dynamit. Die Räuber erbeuteten den ganzen Inhalt, etwa 11 000 Dollars. Der Expresszug wurde durch die Gewalt der Explosion zertrümmert. Man vernmthet, daß die Banditen zu einer großen Räuberbande gehören, welche kürzlich aus New-Mexiko nach Texas kam. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 30. Mai.